



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Schmidt, Otto Eduard: Frühlingstage am Garigliano : (Schluß)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Frühlingstage am Garigliano

(Schluß)



Im obern Liristhal waren die Tage der Unruhen spurlos vorübergegangen. Das Getreide blühte allerorten, die Bäume standen im vollsten Schmucke saftgrünen Laubes, und ein fattes Behagen lag über der ganzen Landschaft, als ich am Himmelfahrtstage den steilen Pfad von der Bahnstation nach dem fast überhängenden Felsen von Arpinum hinaufzog, um nun auch diese altberühmte Stadt genauer kennen zu lernen. Nachdem ich mir in dem schon oben geschilderten Gasthose Unterkunft gesucht hatte, betrat ich die Stadt von Norden her durch ein cyklopisches Rundbogenthor; ich fand es durch Balken gestützt, da sich einige seiner großen Marmorquadern etwas aus dem Gefüge gegeben hatten. Hoffentlich wird aber die nötige Untermauerung vorgenommen, ehe das ehrwürdige Bauwerk größern Schaden erleidet. Links vom Thore dient die alte Stadtmauer als Außenwand eines Hauses; ihre gewaltigen Werkstücke heben sich stolz ab von der Flickarbeit späterer Zeit. Die Straßen von Arpino sind eng und nicht eben sauber, ebenso auch der Markt. Die Kaufläden sind sehr dürftig ausgestattet, viele Menschen sehen schlecht genährt aus; der ganze Ort macht nicht den Eindruck eines blühenden, sondern eines zurückgehenden Gemeinwesens. Bessere, neuere Häuser sieht man nur auf einer breiten Straße am Südennde der Stadt, wo die wenigen vornehmen Familien wohnen, aber der Gesamteindruck des Armlichen wird dadurch nicht verwischt.

Um so lebendiger suchen die Arpinaten die Erinnerung an ihre großen Namen aus dem Altertume festzuhalten. Am Municipium sieht man die Büsten des Marius, Cicero und des Vipsanius Agrippa mit entsprechenden Inschriften. Agrippa ist wohl noch heute der Held der wenigen großgrundbesitzenden Nobili von Arpinum, Cicero der Geseierte des Mittelstandes, der Gestalt des Marius aber haben sich natürlich die Sozialdemokraten bemächtigt, über ihrem schmutzigen und armseligen Klublokal liest man die stolze Inschrift: *Circolo democratico di Caio Mario!* Nach Cicero ist natürlich das Regio Liceo Ginnasio Tulliano benannt, das im Stadthause untergebracht ist. Ich hätte gern diese Pflanzstätte des klassischen Lateins in der Heimat des größten Latiniisten genauer kennen gelernt, denn wie wirkungsvoll muß sich die Lektüre

der Schriften Ciceros in diesem Gymnasium gestalten lassen, wo jeder Blick aus dem Fenster die Gegend zeigt, in der sich dieser große Geist bildete. Oder man denke sich einen Spaziergang mit den Schülern in den Klostergarten von San Domenico und auf die Fibrenusinsel Carnello, um den herrlichen Eingang zum zweiten Buche des Gesprächs „über die Gesetze“ an eben der Stelle zu lesen, wo es Cicero halten läßt! Leider aber war wegen des Festes der „Ascensione“ das Gymnasium drei Tage lang geschlossen. Da besann ich mich, daß ich eine römische Empfehlung an einen angesehenen Arpinaten in der Tasche trug. Ich ließ mich zu ihm führen und traf ihn in einem „Circolo“ beim Kartenspiel. Diese Circoli sind kleine geschlossene Gesellschaften mit eigenem Lokal und eigenem Wein; kleinere Städte als Arpinum haben ihrer mehrere. Die soziale Schichtung der Bürger kommt in diesen Klubs zur Erscheinung, ein jeder hat seine bestimmte gesellschaftliche und zugleich politische Färbung. Diese Art der Geselligkeit ist in Italien viel älter als bei uns und viel mehr politisch ausgeprägt; vielleicht sind diese Circoli eine Fortsetzung der politischen Klubs (Collegia) des Altertums. Als Fremder wurde ich mit großer Liebenswürdigkeit empfangen, mußte mitspielen und mittrinken von einem köstlichen weißen Naturwein und sah mit Erstaunen, daß hier niemand mehr, wie es doch früher italischer Brauch war, den starken Wein mit Wasser mischte, ja daß vielmehr ein förmlicher, mit peinlicher Gewissenhaftigkeit beobachteter Trinkkomment herrschte. Er ging, wie ich zu vermuten Grund habe, auf einige deutsche Angestellte der Papierfabriken des nahen Isola zurück. Das deutsche Bier hat schon seinen Siegeszug durch die romanischen Völker angetreten, sollte nun der deutsche Trinkkomment, der uns so oft zum Vorwurf gemacht wird, denselben Weg ziehen? Wir hoffen es nicht, denn ein solcher „Erfolg“ würde unsern Ruf unter den Völkern des Erdkreises nur noch verschlechtern.

Noch gegen Abend stieg ich durch steile, finstre Gassen, dann über graue Kalkfelsen, zwischen denen die Schafe weideten, zur Burg hinauf. Beim Aufstiege sieht man erst recht deutlich die herrliche Lage der Stadt. Sie erstreckt sich von Osten nach Westen einen felsigen Berghang hinunter und dann zu beiden Seiten eines schmalen Sattels in derselben Richtung nach einer niedrigeren Kuppe (450 Meter) hinüber, auf der auch ansehnliche Steinbauten errichtet sind. Die äußersten Häuser stehen an der Kante des Felsens, der jäh zur Eisenbahn abstürzt. In entgegengesetzter, also östlicher Richtung hinter der Stadt steigt der felsige Berg steil bis zu einer Höhe von 627 Metern empor: zwei fast parallele Riesenmauern, von denen die eine am nördlichen, die andre am südlichen Thore anhebt, ziehen sich den Berg hinauf und reichen sich auf der Höhe die Hände. So wird ein energisch in die Höhe führender Landstreifen parabolischer Form von der Mauer umschlossen. Die ganze Anlage ist weit umfangreicher als die in Matri, weil Arpinum ein weit größeres Gemeinwesen war und der Berg auch eine weit größere Fläche darbot. Innerhalb

des obersten Mauerstücks hatte sich im Mittelalter eine hochragende Burg angesiedelt, von der der Bergfried und andre Reste vorhanden sind; auch an andern Punkten zeigt Arpino neben den cyklopischen auch Reste mittelalterlicher Befestigungen. Jetzt findet man dort oben eine kleine Gemeinde, Civitavecchia genannt. Diese Bezeichnung insbesondrer hat zu der Ansicht geführt, als habe sich das alte Arpinum, weit größer als das jetzige, in ununterbrochener, bebauter Fläche bis auf die Höhe erstreckt. Das ist sehr unwahrscheinlich, denn es sind schlechterdings keine Ruinen vorhanden, sondern nur der natürliche Fels; außerdem aber hätte in diesem Riesenraume nach antiker Bauweise eine Stadt von hunderttausend Einwohnern Platz gehabt. Vermutlich war das alte Arpinum etwa so groß wie das jetzige, und die Cyklopenmauern auf dem dahinter liegenden Berge umschlossen wie in Matri ein Asyl für die zahlreiche Landbevölkerung der Gemeinde; auch wurde durch die Cyklopenmauern die Sicherheit der Stadt selbst erhöht, da sie verhinderten, daß sich im Rücken der Stadt ein Feind festsetzte.

Ein würdiger weißbärtiger Greis im blauen Mantel, der seine ganze Lebenszeit auf dieser stillen Höhe verbracht hatte und jeden Stein genau kannte, führte mich in der großartigen Anlage umher. Die Akropolis von Arpino war seine Welt, er hatte sie sich im Geiste wieder aufgebaut und mit antiken Gestalten bevölkert, ein wunderbarer Friede sprach aus seinem Gesicht, und auch, als er mir berichtete, Cicero sei hier oben geboren, und mir das Haus seiner Geburt zeigte, widersprach ich ihm nicht, um seine innere Harmonie nicht zu stören. Von den beiden Thoren der Akropolis, die ich sah, liegt eins, ein gewöhnliches Rundbogenthor, nach Norden, ein andres schaut nach Westen. Dieses hat eine merkwürdige Form. Es verzüngt sich nach oben, deshalb sind die Marmorblöcke an der Innenseite geschweift. Oben war es ursprünglich durch eine Deckplatte geschlossen; da diese aber herabgestürzt ist, so sind die beiden obersten einander gegenüberstehenden Marmorquadern zusammengedrückt und bilden nun einen Spitzbogen. Weil aber der Magistrat von Arpino weitem Einsturz befürchtete, hat er in der Mitte des Thores einen häßlichen breiten Stützpfeiler aufmauern lassen, der zu beiden Seiten nur noch wenig Raum freiläßt. Es besteht aber, wie ich im „Circolo“ hörte, die Absicht, dieses Thor, da die Deckplatte noch vorhanden ist, in seiner ursprünglichen Gestalt wiederherzustellen.

Am nächsten Morgen wiederholte ich meinen Besuch der Oberstadt. Ich sah dabei an der Nordseite, ziemlich weit unten, noch ein kleines rechteckiges Thor von derselben Konstruktion, wie ich eins in der Stadtmauer von Pästum nach dem Meere zu gesehen hatte. Es ist so schmal und niedrig, daß nur einzelne Menschen hindurchgehen konnten, und hatte vermutlich seinen besondern Zweck in Kriegszeiten. Unweit davon setzte ich mich auf einen Felsblock und genoß den herrlichen Maienmorgen und das unbeschreiblich schöne Bild, das mir zu Füßen

lag. Aus einer unter mir liegenden Kirche drang frommer Gesang durch die sonntägliche Stille zu mir herauf und mischte sich mit dem Schmettern der Lerchen in der blauen Luft. Am anmutigsten war die grüne Mulde, die sich nach dem Viristhal hinunterzog; aus diesem hoben sich wieder sanftgeschwungne, mit Kastellen gekrönte Hügel und jenseits derselben höhere Bergzüge. Dieser Vordergrund erinnerte mich an den Blick vom Erzgebirge in das Teplitzer Thal, nur waren hier die Höhen gewaltiger. Denn man sieht im Norden den ganzen Fels von Sora und die Berge des Viristhals bis Balsorano, im Westen San Giovanni, Veroli und Matri. Die Ferne verhüllt zunächst weißes Gewölk, aber auf einmal wird es vom Winde zerrissen, und das entzückte Auge schweift bis zu den Schneebergen der Abruzzen.

Von jenen eisigen Höhen fiel mein Blick wieder auf die unter mir liegende Stadt. Aber sonderbar, ich sah nicht das heutige, sondern das alte Arpinum. Man schrieb den Tag vor den Kalenden des April im Jahre 49 v. Chr. Auf dem Markte standen die Bürger im Schmucke der weißen Toga; denn ihr großer Mitbürger, der Konsular Cicero verließ nicht in Rom, sondern in ihrer Mitte seinem einzigen Sohne Marcus das männliche Ehrenkleid (*toga virilis*). Sie lauschten andächtig seinen Worten in ernster Zeit, um so andächtiger, da er wenige Tage zuvor unten in Formiä dem siegreichen Cäsar mannhaft erklärt hatte, daß er an der Vernichtung der bürgerlichen Freiheit Roms und Italiens nicht mitarbeiten werde. Ich mußte jenes Arpinum mit diesem vergleichen. Ob sich wohl Cicero auch als Bürger des heutigen Arpino mit Stolz bekannt hätte? Ob die Kraft und der Gemein Sinn des heutigen Geschlechts von Arpinum ein solches Riesenwerk aufzuführen vermöchte wie die cyklopischen Mauern?

Solche Fragen stiegen in mir auf, und mit ihnen verknüpften sich alle die schlimmen Eindrücke, die ich während meiner Reise von den gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Zuständen Italiens empfangen hatte. Ich gedachte der Tausende von Bettlern, Blinden und Krüppeln, die ich allerorten, zumal in den großen Städten angetroffen hatte, ich sah das hungernde Volk von Neapel vor mir und die drohend geballten Fäuste der Weiber, ich gedachte der Sonntagsarbeit in den Fabriken, der Zinsbauern des Fürsten Torlonia, der fleißigen Dienstboten in Hotels und Pensionen, die über den empfangnen Lohn mit drei Kreuzen quittirten, da sie nicht einmal den eignen Namen schreiben konnten, ich erinnerte mich an manche Unterhaltung mit Landleuten, Gewerbetreibenden, Geschäftsreisenden, Gelehrten — sie alle stimmten darin überein, daß ihr geliebtes Italien zwar ein schönes und fruchtbares, aber zum Teil recht unglückliches Land sei. Namentlich stand mir ein angesehenener Bürger einer Kleinstadt vor der Seele, der in den Kämpfen um die Einheit Italiens ehrenvolle Narben und zahlreiche Orden davongetragen hatte und mir doch mit allem Feuer südlicher Leidenschaft und mit einer vor Erregung zitternden Stimme

versicherte, er und alle, die ihr Blut für das Vaterland vergossen hätten, seien samt und sonders um die Früchte ihrer Bemühungen, um die Erfüllung ihrer Hoffnungen betrogen worden. Er war kein Sozialdemokrat, sondern ein königstreuer Mann, aber gegen das parlamentarische Regiment des Landes trug er einen so glühenden Haß in sich, daß er sich kaum bemeistern konnte. Wer bei uns zu Macht und Einfluß (al potere) gekommen ist, so lautete seine Rede, der bereichert sich die eignen Taschen und zehrt mit den andern am Marke des Volks. Ist das wahr, so fragt man, wo liegen die Wurzeln dieser Zustände? Sie liegen zum Teil in uraltem Herkommen, zum Teil in den neuern politischen Entwicklungen.

Uralt sind die bösen agrarischen Verhältnisse des Landes, sie gehen bis in die Römerzeit zurück. Die Bauern sind in Italien zum allergrößten Teil nicht Eigentümer des Bodens, sondern nur Pächter, und zwar teilweise recht schlecht gestellte, die bis zur Hälfte des Ertrags an die Grundherren abgeben müssen. Die Grundherren aber stehen zumeist zu den Bauern in gar keinem persönlichen Verhältnisse, sondern leben auf hohem Fuße in Rom oder Neapel, spielen in Monaco oder amüsieren sich in Paris und London. Es sind ähnliche Verhältnisse, wie sie in Frankreich vor der großen Revolution bestanden, und schon haben sich diese gedrückten Zinsbauern in Sizilien, aber auch in der Lombardei mit Gewalt gegen die bestehende Ordnung erhoben, oder sie sind zu Tausenden ausgewandert. Uralt ist auch die Vorliebe der Romanen für indirekte Steuern, ihre Abneigung gegen eine direkte Einkommen- und Vermögenssteuer. Zwar giebt es eine solche, aber sie war 1894/95 nur mit 234 Millionen Lire veranschlagt, während die indirekten Steuern gegen 500 Millionen einbrachten. Rechnet man dazu die indirekten Gemeindesteuern, die selbst der kleinste Ort unter dem verhassten Titel dazio consumo von allen Lebensbedürfnissen erhebt, so begreift man die geradezu unerhörte Preissteigerung der wichtigsten Bedürfnisse.*)

Andre Schäden hängen mit den modernen Schicksalen Italiens zusammen. Es hat in wichtigen Dingen die umgekehrte Stufenfolge der Entwicklungen durchgemacht wie Deutschland. Bei uns ging das Werk der Bauernbefreiung und der wirtschaftlichen Konsolidierung der Einheitsbewegung voraus, es war schon von den meisten Einzelstaaten geleistet worden, ehe das Deutsche Reich entstand. In Italien entstand der Nationalstaat, ehe eine den modernen Forderungen angepaßte wirtschaftliche Gesundung auch nur begonnen hatte. In Deutschland hat sich zum Heile des Volkes eine bundesstaatliche Ordnung fest-

*) Wenige Beispiele mögen genügen: ein Kilo Salz kostet in Italien 40 Centesimi, ein Liter Petroleum 85, ein Kilo Zucker 1 Lire 60 Centesimi, ein Kilo Brot vor den Unruhen 50 Centesimi und mehr! Diese Zahlen erhalten ihre Illustration erst durch die gezahlten Löhne. Ein Fabrikarbeiter im ehemaligen Königreich Neapel verdient täglich etwa 1½ Lire = 1 Mark 10 Pfennige, eine erwachsene Arbeiterin 65 Centesimi = 50 Pfennige.

gesetzt, in Italien hat die zentralistische Bewegung gesiegt. Es wäre vielleicht für Italien, das so große Unterschiede der Kultur zwischen Norden und Süden zeigt, besser gewesen, wenn die Einzelregierungen unter der militärischen und diplomatischen Leitung des Hauses Savoyen irgendwie erhalten wären, indessen ist es ja fraglich, ob dies überhaupt möglich gewesen wäre; jedenfalls fehlen aber jetzt in dem langgestreckten Lande die Zentren wirtschaftlicher Fürsorge, die Deutschland in seinen Einzelregierungen hat.

Die darauf gerichteten Bestrebungen des Königshauses aber erlitten manche Störung, einmal durch die parlamentarische Regierungsform, die jede durchgreifende Umgestaltung der den herrschenden Klassen günstigen Verhältnisse zu hintertreiben mußte, zum andern durch die dem ganzen Volke anhaftende Eitelkeit, die von vornherein in der auswärtigen Politik des neuen Staates Früchte pflücken wollte, ehe die natürliche Ausaat wirtschaftlicher Kraft gethan war. Eine Überspannung der Leistungen für Heer und Flotte und insolgedessen ein ungeheures Anwachsen der Staatsschuld war eine Folge davon.

Unter solchen Verhältnissen werden wir uns nicht wundern, daß von einer staatlichen Fürsorge für den Arbeiter in Italien nicht die Rede ist. Es giebt weder Altersrente noch Invalidenpension noch staatliche Krankenkassen. Auffallender ist es, daß auch keine Verpflichtung der Gemeinden besteht, für ihre Armen in genügender Weise zu sorgen. Eine Unterstützungswohnsitzberechtigung wird man in Italien vergebens suchen. Wer arm und krank und elend wird, liegt auf der Straße, falls er nicht in irgend einer Wohlthätigkeitsanstalt ein Asyl findet. Wahrlich, für unsre Sozialdemokraten wüßte ich keine bessere Kur, als wenn sie einmal einige Monate im Neapolitanischen arbeiten müßten! Zu alledem kommt noch der niedrige Stand der Schulbildung. In ganz Italien giebt es 67 Prozent Analphabeten, im ehemaligen Königreich Neapel steigt diese furchtbare Ziffer auf 79,5 Prozent.

Doch genug der trüben Bilder. Wer aber zeigt den Ausweg aus all dieser Not? Die Antwort kann nicht zweifelhaft sein, zuerst die negative: sicherlich nicht die Kirche. Denn es widerspricht dem Geiste des italienischen Katholizismus, für Volksbildung zu sorgen und etwas ähnliches zu schaffen wie das Werk der innern Mission im deutschen Protestantismus; ein Teil des Klerus, und zwar der obersten geistlichen Kreise, freut sich sogar über die Verlegenheiten des Staats. Deshalb liegt die Möglichkeit der Rettung einzig und allein in einem starken Königtum. Ein solches ist auch in dem jetzt parlamentarisch regierten Italien möglich ohne Veränderung des Wortlauts der Verfassung, wenn nur der König selbst von der Notwendigkeit einer durchgreifenden wirtschaftlichen Reform überzeugt ist. Die modernen Brutus und Cassius, die hochtönende Worte von Freiheit und Volkswohlfahrt im Munde führen und dabei vor allem darauf bedacht sind, die eignen Taschen zu füllen, werden natürlich ein großes Geschrei erheben, aber der gute Kern des Volkes wird

mit dem Könige sein. Ohne Erschütterungen wird es nicht abgehen, aber sie werden ein Kinderspiel sein gegen die Erschütterungen, die der Monarchie drohen, wenn nur an den Symptomen herumkurirt wird, anstatt daß man dem Übel an die Wurzel geht. Ein großer Staatsmann von der Thatkraft eines Bismarck muß dabei dem Könige zur Seite stehen. Wünschen und hoffen wir, daß er sich unter den edeln und tüchtigen Männern Italiens finde! Und so scheiden wir von dem Felsen von Arpino zwar mit der bangen Frage:

Wann wird der Retter kommen diesem Lande?

aber auch mit dem begeisterten Zuruf: *Eviva il re!*

Arpino, den 20. Mai 1898

Otto Eduard Schmidt



Ludwig Goldhann



chon von mehr als einer Seite ist die Bedeutung, aber auch der regsame Wettbewerb der deutsch-österreichischen Litteratur mit der dem Deutschen Reiche entsprossenen und angehörigen hervorgehoben worden, und fortgesetzt zeigt sich, daß nicht nur Deutsch-Österreich neuerdings eine ganze Reihe selbständiger Talente zur Weiterentwicklung der deutschen Litteratur gestellt hat (wir erinnern nur an L. Anzengruber, B. R. Hofegger, Ferd. von Saar, R. E. Franzos, Maria von Ebner-Eschenbach), sondern daß auch die Talente zweiten und dritten Ranges dort zu ganz andrer Wirkung und Würdigung kommen als bei uns. Die Bemühungen, selbst problematischen Talenten wie Franz Nissel, wie Moriz Reich und andern eine Stellung in der Litteratur zu geben oder zu wahren, der Eifer, der allen irgend berechtigten Bestrebungen ein Gedächtnismal errichtet, unterscheidet sich beträchtlich von der Einseitigkeit, mit der man sich im Reich den Sensationen des Augenblicks überläßt, und der Gleichgiltigkeit, die man gegen gute Namen und Leistungen zur Schau trägt, wenn Namen und Leistungen von gestern statt von heute sind. Ohne Frage hängt die größere Pietät der Deutsch-Öreicher für ihre österreichischen Talente, die lebendigere Teilnahme auch an bescheidnern Erfolgen, zum Teile mit den politischen Verhältnissen zusammen; das im zwanzigsprachigen Österreich so vielfach bedrohte Deutschthum hat alle Ursache, sich seines Besitzes zu freuen, und an dem Maße tschechischer, kroatischer oder ruthenischer Kunst gemessen, verdienen ja in der That auch bescheidnere Werke deutscher Kunst eine höhere Wertschätzung. Andererseits ist es doch eine stärkere Empfänglichkeit und größere Lebhaftigkeit des Naturells, die sich in